

Freude – Brot – Weg: Reformatorische Brocken 2017 und wie die Nordkirche sie sich auf der Zunge zergehen lassen kann

„Die Bedeutung der reformatorischen Erkenntnis(se) für - und ihre Kommunikation ins - 21. Jahrhundert“ – so lautete die vorläufige Themenvorgabe, mit der ich zu Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, zu diesem Vortrag heute eingeladen wurde.

Die Nähe zum Jubiläumsjahr der Reformation 2017 macht diese Themenwahl plausibel und eigentlich sogar notwendig. Aber ich habe im ersten Moment doch gezögert, mich darauf einzulassen.

Denn ersten haben wir in der Nordkirche ja die Arbeitsstelle Reformationsjubiläum unter der Leitung von Dr. Daniel Mourkojannis; und gerade hier im Sprengel Schleswig und Holstein arbeitet die Beauftragte für das Jubiläum, Pastorin Karin Emersleben, in hervorragender Weise. Die beiden könnten Ihnen in großer Breite und sehr anschaulich darlegen, welche reformatorischen Erkenntnisse wie im 21. Jahrhundert zur Sprache gebracht werden.

Und zweitens bin ich kein Spezialist für Reformationsgeschichte mit ausgewiesener wissenschaftlicher Fachkompetenz in diesem Bereich.

Aber auf der anderen Seite bin ich mit Leib und Seele Theologe und gerade auch lutherischer Theologe. Und ich bin bei vielen theologischen Fragestellungen, mit denen ich in der Vergangenheit befasst war, sooft auf umwerfende Äußerungen von Martin Luther gestoßen, dass ich der Versuchung nicht widerstehen wollte und konnte, es doch einmal mit diesem Vortrag zu versuchen.

Drei Lutherzitate sind es deshalb, die meinen Vortrag strukturieren. Drei theologische Brocken, wenn auch nicht ohne Zusammenhang.

Der Titel: „Freude – Brot – Weg: Reformatorische Brocken 2017 und wie die Nordkirche sie sich auf der Zunge zergehen lassen kann.“

I.

Zum ersten:

1532 schreibt Martin Luther in seiner Predigt „Die Summe christlichen Lebens“: *Denn wer durch den Glauben sicher ist im Herzen, dass er einen gnädigen Gott habe, der nicht mit ihm zürne, ob er wohl Zorn verdient hätte, der geht dahin und tut alles fröhlich, und kann auch gegen den Leuten so leben, jedermann lieben und Gutes tun, ob sie gleich auch nicht der Liebe wert sind. Gegen Gott steht er also, dass er sicher ist um Christi, des Mittlers willen, dass er ihn nicht will in die Hölle stoßen, sondern freundlich anlacht, und ihm den Himmel auftut.* (aus: Die Summe christlichen Lebens [1532]WA 36, S. 371, 24-30).

Unser christlicher Glauben – das finde ich in diesen Worten des Reformators – hat etwas, nein: hat *sehr viel* mit Fröhlichkeit, Freundlichkeit und dem Lachen Gottes zu tun.

Das, liebe Schwestern und Brüder, ist eine Einsicht, die schon in den biblischen Schriften breit belegt ist.

Und die gilt es auch als reformatorische Erkenntnis in unserer Gegenwart wieder zur Geltung zu bringen.

Freude ist das Grundgefühl des Glaubens.

Das wusste schon der Apostel Paulus sehr deutlich, der die Christen in der griechischen Stadt Philippi aufgefordert hat: „Freut euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich: Freut euch. Der Herr ist nahe.“

Die Freude ist das Grundgefühl des Glaubens, weil der Gott unseres Glaubens ein menschenfreundlicher Gott ist, einer, der uns anlacht, wie Luther sagt.

Ist uns das noch wirklich klar?

Dass wir es mit einem Gott zu tun haben, der uns freundlich anlacht.

Der Menschen entgegenkommt und ihnen um den Hals fällt und sie küsst wie der Vater in dem Gleichnis, das Jesus über die zwei Söhne im Lukasevangelium erzählt.

Dann wird ihr Mund voll Lachens und ihre Zunge voll Rühmens sein, sagt der Psalmist über die, die Gott erlöst hat.

Ist uns das bewusst?

Steht das im Vordergrund, wenn wir von unserem Glauben reden?

Steht das im Hintergrund, wenn wir in Beratungen beieinander sitzen, wenn wir Gottesdienst feiern, wenn wir Kleider und Kinderspielzeug in die Flüchtlingsunterkunft bringen?

Ich habe den Eindruck: So richtig durchgesetzt hat sich diese Einsicht noch nicht überall.

Ich habe den Eindruck, dass oft genug Schuldbewusstsein und Pflichtbewusstsein, aber z.T. auch Wertebewusstsein und der Eindruck, sich engagieren zu müssen, die Freude als Grundgefühl verdrängen. Ganz zu schweigen davon, dass nicht wenige mit Kirche vor allem das Gefühl von Langeweile verbinden.

Vom französischen Philosophen Voltaire habe ich das Zitat gefunden: „*Gott ist ein Komödiant, der vor einem Publikum spielt, das zu ängstlich zum Lachen ist.*“

Das muss zumindest unter Christenmenschen nicht so bleiben.

Die Freude als Grundgefühl des Glaubens kann natürlich nicht „verordnet“ werden. Und wenn auch Paulus, wie oben gehört, mit energischen Worten und nachdrücklich zur Freude aufruft, so ist das eben doch kein Befehl und keine Dienstanweisung.

Sondern es ist vielmehr der Appell, sich zu vergegenwärtigen, wie gut Gott es mit uns meint.

Die Freude im Glauben ist nicht das professionell festgefrorene Lächeln am Eingang der Kirchentür, das sich mühelos verbindet mit dem bekanntesten Satz kirchlicher Professionalität, der da lautet: „Herzlich willkommen, Schön, dass Sie da sind“.

Nein, die Freude im Glauben kann ich nicht haben, sie kann nur geschehen und entstehen. Denn sie ist ein Beziehungsgeschehen.

Wie überhaupt der Glauben – und auch das ist ja eine grundlegende reformatorische Einsicht – ein Beziehungsgeschehen ist.

Ein Mensch kommt zum Glauben, weil Gott zu ihm kommt.

Ein Mensch fasst Vertrauen zu Gott, weil Gott sie oder ihn an die Hand fasst und ins Herz greift.

Und so entsteht die Freude im Glauben eben auch dadurch, dass Gott, wie Luther sagt, mich freundlich anlacht, und ich eigentlich gar nicht anders kann als zurückzulachen.

Die genaue Sicht moderner Psychologie macht deutlich, dass Luther sicherlich nicht von ungefähr zur Beschreibung dessen, was im Glauben vor sich geht, zur „Lachnummer“ gegriffen hat.

Denn die psychologische Forschung erkennt im „Lachen ... ein biopsychosoziales Phänomen“¹, durch das uns Menschen die Möglichkeit gegeben ist, „sehr widersprüchliche Gefühle auszudrücken und soziale Kontakte zu gestalten“². Und „Freundlichkeit ... [wird verstanden als] fundamentale Beziehungsqualität, die an sich bereits heilsame und Angst reduzierende Wirkung hat.“³

Eine ganzheitliche Erfahrung, die Leib und Seele berührt, durch die Kontakt aufgenommen und Kontakt gestaltet wird, in der ganz unterschiedliche und sogar widersprüchliche Emotionen ihren Platz haben und die auf Ganze gesehen eine heilsame und Angst reduzierende Wirkung hat – genauer kann man die Komplexität dessen, was im Glauben auf der Gefühls- und Beziehungsebene geschieht, kaum greifbar machen.

Schon dieser kurze Seitenblick in die Psychologie zeigt:

Wenn ich die Freude als Grundgefühl des Glaubens in den Vordergrund stelle, dann ist das keine Homage an den Zeitgeist, der es gerne komisch mag, und keine Anbiederung an die Spaßgesellschaft, in der nur geht, was „voll geil“ ist, an der richtigen „location“ stattfindet und mindestens 20.000 Klicks aufweisen kann.

1 Peter Cubasch, Lachen - Ein anthropologische Konstante als Konzept des Intentionalen Lachens im Kontext der Integrativen Therapie, 2009.

² Zitat von Alfred Kirchmeyr, zitiert in: Michael Jochimsen, Die Psychologie des Lachens, <http://www.pflichtlektuere.com/30/06/2011/die-psychologie-des-lachens/> (abgerufen 28.01.2016).

³ Cubasch, a.a.O.

Vielmehr öffnet die Freude im Glauben, das Hin- und Herlachen mit Gott, eine Beziehungsdynamik, in der auch von Schuld, Angst und Zorn die Rede sein kann und sein wird.

Dass dies zum Glauben dazu gehört, die dunklen Gefühle und Erfahrungen, das bringt Luther nicht nur in dem genannten Zitat zum Ausdruck, sondern das gehört ja vor allem auch zum biographisch-theologischen Urgestein seines eigenen reformatorischen Erkenntnisprozesses.

Und es gehört auch zu den reformatorischen „Brocken“, auf denen „herumzukauen“ sich noch heute lohnt.

Weil eine aufgesetzte Freude, die die Schattenseite des Lebens und der Seele nicht wahrhaben will, unmenschlich wird.

Wohingegen die Freude im Glauben dort entsteht, wo ich *mit allem*, was mich ausmacht, unverhofft auf Gott treffe, der mich anlacht und so meine Angst in Erleichterung, mein Schuld in Verantwortungsgefühl, mein Erniedrigungen in Stärke und meine Egozentrik in Gerechtigkeit verwandelt.

Damit ich selbst mich annehmen kann, mit allem, was mich ausmacht, ohne mich immer nur ernst nehmen zu müssen.

Und damit ich andere Menschen annehmen kann, mit allem, was sie ausmacht, ohne dass mir dabei das Lachen vergeht.

Das ist, so denke ich, ein Stück gelebte und lebbare wahrhaftige Humanität, die Gott in die Welt bringt.

Und wie kann man das zur Sprache bringen im 21. Jahrhundert?

Das war ja auch die Frage.

Nun ist es zwar so, dass schon mein kurzer psychologischer Exkurs gezeigt hat (jedenfalls mir!), dass vieles von dem, was den christlichen Glauben ausmacht, auch einer modernen Weltanschauung „anschlussfähig“ ist, wie man so sagt.

Aber ein Patentrezept für freudige Glaubensverkündigung oder gläubigen Frohsinn gibt es nicht.

Aber es gibt eine praktische Übung, immerhin. Und die geht so:

Stellen Sie die Frage: „Macht mir das, was ich in meiner Kirche und für meine Kirche mache, Freude?“ Und fragen Sie auch andere: „Macht dir das, was du in deiner Kirche und für deine Kirche machst, Freude?“

Stellen Sie diese Frage im Kirchenkreisrat und in den Arbeitsgruppen.

Im Kirchengemeinderat, in Mitarbeiterbesprechungen und Teamsitzungen.

In Jahresgespräche und Gemeindegruppen.

Vielleicht sogar mal hier in der Synode.

Ich bin gespannt, welche Antworten Sie erhalten.

Wenn die Antwort positiv ausfällt, dann ist das ein Grund zu tiefer Dankbarkeit – und es ist gar nicht schlecht, wenn inmitten von Routinen und Abläufen solche Dankbarkeit auch hin und wieder Raum bekommt.

Und wenn die Antwort negativ ausfällt, dann ist das ein Grund, nach den Gründen zu suchen.

Und etwas zu ändern.

Nicht weiterzumachen wie bisher.

Sondern Veränderung zu riskieren.

Und Streit zu riskieren.

Und Trauer zu riskieren.

Damit der Blick und das Bewusstsein und die Seele wieder frei wird für den Gott, der uns freundlich anlacht und uns so den Himmel auftut.

II.

Zum zweiten:

Freude ist das Grundgefühl des Glaubens. Ein Grundgefühl, das aber mit Nichten Schall und Rauch ist. Sondern auf Erfahrung basiert.

Nämlich auf der Grunderfahrung des Glaubens: Gott ist „alltäglich Brot“.

Im Kleinen Katechismus von 1529 stellt Luther zur Bitte um das tägliche Brot die Frage: *Was heißt denn tägliches Brot?* Und er formuliert als Antwort: *Alles, was Not tut für Leib und Leben, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromme Eheleute, fromme Kinder, fromme Gehilfen, fromme und treue Oberherren, gute Regierung, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.*

Diese Text berührt mich tief, liebe Schwestern und Brüder, jedes Mal, wenn ich ihn lese. Mich berührt, wie es Luther gelingt, den Glauben und die Erfahrung Gottes tief im Alltag zu verankern.

Wie umfassend es gelingt, Glaubenswirklichkeit und Lebenswirklichkeit miteinander zu verweben.

Gott ist hier nicht „jenes höhere Wesen, das wir verehren“ (Heinrich Böll, Dr. Murkes gesammeltes Schweigen), weit weg von Erde und Staub, von Hunger und Durst und Wetterbericht.

Sondern Gott ist gegenwärtig durch das, was meine Lebenswelt bestimmt und prägt, durch das, was ich habe und bekomme, was ich brauche und erhoffe – nicht spektakulär, sondern elementar.

Nicht nur etwas für spirituell Interessierte und religiös Musikalische, sondern zum Alltagsgebrauch.

Natürlich ist der historische Ort der Lutherworte unverkennbar und insofern sind auch die Inhalte nicht einfach übertragbar.

Natürlich gehören Haus und Hof, Acker, Vieh und Oberherren in die Zeit Luthers, ins 16. Jahrhundert also, und es kann nicht darum gehen, aus den sozialgeschichtlichen Verhältnissen dieser vergangenen Zeit Ideale für die Gegenwart zu machen.

Aber griffig und begreiflich im nahezu buchstäblichen Sinne von Gott zu reden – das ist ein Ziel, das zu verfolgen sich auch heute lohnt.

Und zwar umso mehr, als ja vielerorts die Klage zu hören ist, dass wir in der Kirche die Sprache „der Menschen“ (so sagt man) nicht mehr sprechen.

Weil in Gottesdiensten, gemeindlichen Gruppen oder kirchlichen Verlautbarungen so gesprochen wird, dass das mit der normalen Lebenswirklichkeit nur noch wenig zu tun hat.

Weil man zwar auf den Fluren und in den Kaffeepausen kirchlicher Gremien mit Goethes Mephisto spöttelt: *„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern, und hüte mich, mit ihm zu brechen“*⁴, ohne das ganz klar ist, ob hier der Synodenpräses oder Gott gemeint ist. Aber in der Fürbitte des Synodengottesdienstes wird dann wieder jedes Wort auf die Goldwaage gelegt, als müsse man mit Gott wie mit einem Vorstandsvorsitzenden reden.

Ich glaube, es fehlt manchmal an Mut, von Gott so alltäglich-zupackend zu reden, wie Luther es macht.

Und vielleicht liegt der tiefere Grund dafür auch darin, dass Gott nicht mehr als Gegenüber wahrgenommen wird, sondern oft nur noch als dünnes Hintergrundrauschen der eigenen Existentialität.

Ich habe vor kurzem in einem theologischen Werk den Versuch einer Übertragung des Vaterunser in eine moderne Sprache gelesen. Darin heißt es u.a.:

*„Wir hungern nach Leben. Dankbar für alles, was uns täglich zuteil wird, sind wir bereit, davon weiterzugeben. Wir leben davon, angenommen zu sein und an unserem Versagen nicht scheitern zu müssen. Unsere Schuld wird uns vergeben sein, wie auch wir uns verpflichtet sehen, denen zu vergeben, die an uns schuldig geworden sind. Wir vertrauen darauf, in den Herausforderungen des Leben nicht unterzugehen. Von dem Bösen in uns und um uns werden wir frei werden; daher können wir ihm Widerstand leisten. Vertrauen, Lieben und Hoffen, es Jesus gezeigt hat, ist eine Kraft, die wir spüren können. Sie macht uns gewiss, dass am Ende alles gut wird. Ja“*⁵.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht.

Aber für mich klingen diese Worte von 2015 fremder und befremdlicher als Luthers Worte von Anno 1529.

Und wenn ich Sätze lese wie: *„Wir hungern nach Leben“* und *„Wir leben davon, angenommen zu sein“*, dann hört sich das für mich zwar überlegt und abgewogen an, aber mittlerweile auch ziemlich abgegriffen und angestaubt.

Ich jedenfalls stelle mir eine mutige Sprache von Glauben anders vor.

Und wenn ich mich dabei an Luthers Katechismus orientiere, dann könnte das beispielsweise damit beginnen, dass wir uns die Sache mit den Schuhen noch

⁴ Johann Wolfgang von Goethe, Faust, Der Tragödie erster Teil, Prolog im Himmel

⁵ Hans-Martin Barth, Konfessionslos glücklich, S. 172f.

mal genauer ansehen und über die theologische Bedeutung von Zalando nachdenken.

Wir könnten Gottes Gegenwart mal versuchsshalber im Flachbildfernseher der neusten Generation suchen, auf der Spielekonsole oder im App-Store.

Man könnte überlegen, ob die „frommen Eheleute“, von denen Luther im Kleinen Katechismus redet, heute erweitert werden müssen durch „verlässliche Lebenspartner“, „Lebensabschnittspartner“, „friends with benefits“.

Und die „frommen Gehilfen“ durch gut ausgebildeten und engagierten Angestellten, für die es selbstverständlich ist, Kirchenmitglied zu sein, wenn sie in einem kirchlichen Betrieb arbeiten.

Die Sache mit dem guten Wetter wäre für den nächsten Grillabend erwägenswert,

die Gesundheit für die Krankenkassenbeiträge

und was es mit der guten Regierung auf sich hat, darüber könnten wir sofort in eine erregte Debatte einsteigen – gerade im Blick auf die Landtagswahlen am vergangenen Wochenende – und möglicherweise erst hinterher erkennen, dass selbst dabei von Gott die Rede war.

Kein Blatt vor den Mund nehmen, wenn es um den Glauben geht, darum geht es, wenn wir Luthers reformatorische Erkenntnis heute zur Sprache bringen wollen.

Indem wir uns trauen, Gott auch dafür dankbar zu sein, dass endlich die WLAN-Verbindung steht.

Oder dass ich im Bauch-Beine-Po-Kurs regelmäßig nette Leute treffe.

Indem wir *Gottes Gnade* darin finden, dass der Streit mit den Kindern um die Computernutzung mal ein Wochenende lang nicht völlig eskaliert ist.

Und *Gottes Barmherzigkeit*, dass ich im Büro mit einem produktives Team arbeiten kann, weil das Prozessmanagement funktioniert.

Gottes Güte ist's, dass ich jemanden habe, der mich liebt, dass der Sex gut ist und auch ohne Almaset mein Gewicht einigermaßen im Rahmen bleibt.

Und wie hilfreich es auch im wirklichen Leben sein kann, ein theologisches Argument bei der Hand zu haben, das habe ich bei meinem Sohn Tobias gelernt:

Als der noch kleiner war, hatten wir eine Auseinandersetzung darüber, ob er einen Film mit viel Knall-Wumm sehen durfte. Tobias wollte es unbedingt, aber ich meinte aus pädagogischen Erwägungen: „Das ist ein blöder Film. Der taugt nichts.“ Tobias überlegt einen Moment. Dann sagt er: „Jeder hat einen unterschiedlichen Geschmack. Mich hat Gott eben **so** gemacht.“

Dagegen war ich natürlich machtlos.

Gott in Anspruch nehmen, ganz unbefangen, ein bisschen keck, vielleicht auch ein bisschen im eigenen Interesse, aber gerade deshalb auch so, dass es wirklich was mit mir zu tun hat – das ist echt lutherisch schon im Kleinen.

Martin Luther hatte keine theologischen Berührungsängste mit Sprache⁶.

Er geht bis an die Grenzen des guten Geschmacks und oft genug auch darüber hinaus.

Von seiner reformatorischen Erkenntnis hat Luther mal gesagt: „Dise kunst hatt mir der Spiritus Sanctus auf diss Cloaca eingegeben“⁷, was nicht von ungefähr an „das Klo“ erinnert.

Und dies ist kein sprachlicher Missgriff des Reformators, sondern eine bewusste theologische Provokation: „Für den heiligen Geist gibt es keinen unheiligen Ort“⁸ und keine unpassende Sprache.

Und deshalb ist es vielleicht gar nicht so abwegig, dass eines meiner Lieblingsgebete aus dem Film „Spacecowboys“ von Clint Eastwood kommt und so geht: „O Herr, lass uns keine Scheiße bauen“.

Nehmt kein Blatt vor den Mund, wenn es um Gott geht – das ist für mich eine ganz zentrale reformatorische Erkenntnis.

Und zugegeben – die zur Sprache zu bringen, erfordert schon etwas Mut.

III.

Freude als Grundgefühl des Glaubens – das ist das erste.

Alltägliche Gegenwart Gottes als Grunderfahrung des Glaubens – das ist das zweite.

Nun zum dritten – die Grundbewegung des Glaubens: Auf dem Weg sein.

In den letzten beiden seiner berühmten 95 Thesen schreibt Luther 1517:

Man soll die Christen ermutigen, dass sie ihrem Haupt Christus durch Strafen, Tod und Hölle nachzufolgen trachten und dass die lieber darauf trauen, durch viele Trübsale ins Himmelreich einzugehen, als sich in falscher geistlicher Sicherheit zu beruhigen.

Das ist ein reformatorischer Brocken, der so gar nicht recht auf der Zunge zergehen will.

Und gerade nach dem, was ich eben über die Freude als Grundgefühl des Glaubens gesagt habe, liegt die Frage auf der Hand: Wie passt das denn zusammen – Freude auf der einen Seite, Tod und Hölle auf der anderen?

Nun, ich sagte ja schon, dass das Beziehungsgeschehen, das durch Gottes Freundlichkeit und des Menschen Freude entsteht, durchaus nicht nur mit guten Gefühle zu tun hat, sondern die ganze Bandbreite von Emotionalität umfasst.

Und an dieser Stelle, bei dem schrill Schlussakkord der 95 Thesen, muss ergänzend dazu unterstrichen werden:

⁶ Vgl. Heiko A. Oberman, Luther, Mensch zwischen Gott und Teufel, Berlin 1983², S.112ff.

⁷ Zitiert nach: Oberman, a.a.O., S. 164.

⁸ Oberman, ebenda.

Auch wenn das Vertrauen auf Gott Freude macht, sind Glaube und Glück *nicht* immer Synonyme.

Auch wenn Christinnen und Christen merken, dass Gott es gut mit seinen Menschen meint, auch wenn sie die Erfahrung machen, dass Gottes Güte in alltäglichen Gütern wirklich wird, ist das keine Garantie dafür, dass es im Leben immer gut geht und gut ist.

Nimmt man Luthers Lobgesang auf Gottes tägliches Brot in Hemd und Hose ernst, dann ist klar: Aus der Sicht des Glaubens ist dieses Leben, ist diese Welt nicht in erster Linie ein Jammertal.

Aber auf der anderen Seite kann und will ich auch nicht die Augen davor verschließen, dass es manchmal aber trotzdem so sein kann!

Dass es natürlich schwere Zeiten gibt für Christinnen und Christen.

Zeiten, in denen die Freude am Glauben nur noch wie eine ferne Erinnerung ist oder schlichtweg eine Täuschung.

In denen Gott als täglich Brot im Mund zu Staub wird oder einfach nicht da ist.

Und auch für Kirche und Kirchen gibt es Krisen, in denen nicht mehr deutlich ist, ob man noch mit Christus auf dem Weg oder schon längst im Stoppelfeld gelandet ist.

Diese Erfahrung machen wir als Nordkirche (ebenso wie als evangelische Kirche in Deutschland insgesamt) zur Zeit.

Wir sind auf einer ziemlich holperigen und unebenen Wegstrecke unterwegs.

Das ist natürlich nicht ein Weg durch Tod und Hölle!

In gar keiner Weise vergleichbar mit den Höllen, durch die viele Christen im nahen und mittleren Osten ganz real gehen.

Das dürfen wir nicht vergessen.

Aber es ist schon so, dass ich oft sehr besorgte Stimmen höre, wenn es um die Zukunft der Kirche geht – und nicht selten auch resignierte und entmutigte Stimmen.

Kirche und christlicher Glaube haben es nicht leicht.

In den letzten 1 ½ Jahren sind die Zahlen der Kirchengaustritte stark angestiegen.

Noch haben wir gutes Kirchensteueraufkommen und sind dankbar für die vielen Kirchenmitglieder, die durch ihren finanziellen Beitrag dazu beitragen, dass so gute kirchliche Arbeit getan werden kann.

Aber es gibt eben auch Engpässe.

Stellen, die nicht mehr besetzt werden können.

Dringend notwendige Investitionen, die die Haushalte auf Jahre belasten.

Gebäude, an denen Erinnerungen und Geschichten und Herzblut hängen – in denen sich aber nur noch wenige Menschen sammeln.

Gottesdienste, die spärlich besucht sind.

Mitarbeitende, die überdehnte Systeme zusammenhalten sollen.

Dazu kommt der Eindruck und an vielen Stellen auch die konkrete Erfahrung, dass die gesellschaftliche Bedeutung von Kirche immer stärker in Frage gestellt wird.

Indikator dafür sind die Diskussionen auf politischer Ebene, die wir in den letzten Jahren geführt haben und weiter führen müssen –

die Diskussionen um die Bäderverkaufsverordnung und den Sonntagsschutz;

die Debatte um den Gottesbezug in der Präambel der schleswig-holsteinischen Landesverfassung;

die Beschlüsse zur Veränderung der Ruhezeiten an den Stillen Feiertagen.

Erst Mitte Februar haben wir in den Zeitungen des shz eine Artikelserie zu den Staatsleistungen lesen können, die mit reißerischen Überschriften wie *„Staatsleistungen an die Kirche – Der Norden kommt noch vergleichsweise billig weg/Land zahlt der Kirche so viel wie noch nie/Anachronistisch und alternativlos“* Stimmung gemacht hat und zwar jenseits aller Fakten.

Bezeichnend für die Situation ist aber z.B. auch die Forderung aus dem schleswig-holsteinischen Landtag, dass im Fernsehrat des ZDF die evangelische und katholische Kirche, die zur Zeit insgesamt vier Sitze haben, sich in Zukunft mit der Hälfte begnügen sollen, damit die zwei frei werdenden Plätze für andere gesellschaftlichen Gruppen zur Verfügung stehen.

In vielen weiteren Zusammenhängen, die immer öfter den konkreten Alltag kirchlicher Arbeit vor Ort betreffen, wird auch in Schleswig-Holstein und Hamburg Realität, was für unsere Schwestern und Brüder in Mecklenburg und Pommern schon sehr lange vertraute Erfahrung ist:

Es ist nichts mehr selbstverständlich, was mit Kirche zu tun hat, weil nicht mehr verstanden wird, dass Kirche etwas anderes ist als ein örtlicher Karnevalsverein (= womit ich nichts gegen Karnevalsvereine gesagt haben will).

Um nicht missverstanden zu werden: Ich sehe auch und bin dankbar dafür, dass es vielerorts sehr gut gelingt, mit kirchlicher Arbeit in die dörfliche Gemeinschaft, in den Stadtteil, in die Strukturen des Gemeinwesens und in die Öffentlichkeit überhaupt hineinzuwirken.

Flagge zu zeigen.

Etwas zu bewegen und Kirche und Glauben zur Sprache zu bringen.

In den Gemeinden geschieht das und ebenso in den Diensten und Werken.

Einfallsreich und innovativ, oder auch mit Liebe zur Tradition und in der Pflege von Bestehendem.

Viele Menschen setzen sich für unsere Kirche ein, so wie Sie, liebe Synodale, es hier tun.

Das ist beeindruckend und wird ja auch wahrgenommen und aufgenommen.

Wir werden als Kirche ja eben auch angefragt, wenn es um Herausforderungen vor Ort geht.

Wenn Feste gefeiert, Lebensabschnitte gestaltet und Krisen bewältigt werden sollen.

Wir sind als Kirche noch immer eine Institution – wohl wissend aber, dass die Daseinsberechtigung von Institutionen insgesamt immer stärker unter Rechtfertigungsdruck steht, weil immer häufiger die Frage gestellt wird:

Was bringt mir das?

Was nützt mir das?

Warum soll ich dafür bezahlen?

„Man soll die Christen ermutigen, dass sie ihrem Haupt Christus nachzufolgen trachten und ... sich [nicht] in falscher geistlicher Sicherheit ... beruhigen“ – für mich ist dieser Denkanstoß Luthers deshalb so wichtig, weil er gerade für die Situation, in der sich Nordkirche zurzeit befindet, einen entschieden *geistlichen* Impuls freilegt:

Dass wir einerseits unsere Situation nüchtern wahrnehmen, ohne uns in falschen Sicherheiten zu beruhigen.

Aber andererseits auch erkennen, dass wir auch in dieser Situation nicht ohne Christus sind.

Dass es Christus ist, der uns vorangeht, auch in Norddeutschland im Jahr 2016.

Dass der Weg unserer Kirche in der Gegenwart durch ein Schattenreich geht, aber dass es Gott ist, der dabei zur Seite steht, mit Stecken und Stab tröstet und einen Tisch bereit im Angesicht dessen, was schwierig und vielschichtig ist.

Landesbischof Gerhard Ulrich hat in seinem Bericht vor der Landessynode im Februar 2015 gesagt: *„Vielleicht will Gott seine Kirche genau so – nicht mehr dominierend und bestimmend und an erster Stelle. Sondern etwas zerzaust und angeschlagen und belächelt.“*

Vielleicht will Gott uns ja so – für mich eröffnet das die entscheidende geistliche Perspektive, die auch Luther in seinen drastischen Worten am Ende der 95 Thesen andeutet:

Dass es für uns als Christinnen und Christen, für uns als Kirche nicht zuerst darauf ankommt, wie der Weg aussieht, auf dem wir unterwegs sind.

Sondern es kommt vor allem darauf an, ob es ein Weg ist, den Christus uns vorangeht.

Es kommt darauf an, Gott auf der Spur zu bleiben und dafür ein Gespür zu entwickeln und nicht bei falschen geistlichen Sicherheiten stehen zu bleiben.

Konkret heißt das für mich beispielsweise:

Wenn wir als Nordkirche sagen, dass wir Volkskirche sind, und meinen, damit sei schon alles gesagt, dann ist *das* eine falsche geistliche Sicherheit.

Wenn wir als Grundlage unseres kirchlichen Arbeitsrechtes sagen, dass wir eine Dienstgemeinschaft bilden, und meinen, damit sei schon alles gesagt, dann ist *das* eine falsche geistliche Sicherheit.

Wenn wir als Nordkirche sagen, dass wir uns öffnen müssen für alle, die bei uns mitmachen wollen, egal, was sie glauben und ob sie glauben, weil doch auch Gott in seiner Liebe keine Grenzen setzt, dann ist das aus meiner Sicht eine falsche geistliche Sicherheit.

Auf der anderen Seite führt die Ermutigung, Christus nachzufolgen, mich jedenfalls zu dem mühevollen und mit mancher Trübsal verbundenen Weg, neu nach den *Grundwahrheiten unseres Glaubens* zu fragen und auch differenziert nach Antworten *auf konkrete Fragen und Lösungsansätze für konkrete Probleme* zu suchen.

Und die Ermutigung führt mich zu einer Kirche, der es genügt „*ein Christlich heilig Volck*“⁹ zu sein, wie Luther sagt, „*die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gereicht werden*“ – so die Definition im Augsburger Bekenntnis von 1530.

Eine Kirche also, die sich vom Evangelium Gottes in Jesus Christus her versteht und sich von da aus auf die Suche macht, wo und wie in dieser Welt dieser Gott Jesu Christi sich zeigt, seine Liebe offenbart, sein Leid klagt, seinen Spuren hinterlässt, sein Licht scheinen lässt, dem Tod erliegt, den Tod besiegt und Auferstehung feiert, hier und in Ewigkeit.

Mich führt die reformatorische Ermutigung zu einer Kirche, die auf dem Weg ist.

Die weder an überkommenen Standpunkten festhält noch an Gebäuden, die nicht mehr zu bezahlen sind, noch an vermeintlichem gesellschaftlichen Stellenwert.

Die Gott mehr zutraut als dem eigenen Rechthaben.

Die ihrem Glauben mindestens so viel zutrut wie ihren Kirchensteuereinnahmen.

Die „*Gottes kräftigen Anspruch auf unser ganzes Leben*“¹⁰ im privaten und im öffentlichen und politischen Raum zur Sprache bringt.

Und in der die Orientierung an der Bibel einerseits und vernünftiges, rationales Denken andererseits keine Gegensätze sind.

Mich führt das zu einer Kirche, die unbeirrbar daran festhält, dass jeder Mensch, egal, wie er aussieht, wo er herkommt, wie er liebt und was er denkt, ein Geschöpf Gottes ist – in seiner ganzen Individualität, in seiner Besonderheit und Absonderlichkeit.

Die aber ebenso deutlich betont, dass die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, zur Gemeinde und letztlich auch zur Kirche damit nicht bedeutungslos wird.

Im Gegenteil.

⁹ Martin Luther, Von den Konziliis und Kirchen, WA 50, 625.

¹⁰ Sebastian Borck, Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben, Die Kirche und ihre Dienste und Werke in den Herausforderungen der Gesellschaft, Kiel 2016.

Wenn es um die Grundlagen des Glaubens geht, dann muss der biblische Kanon weiter *die* entscheidende Rolle spielen.

Wenn es um Fragen von kirchlichen Ordnungen geht, dann muss der Blick auf die Vielfalt der Meinungen und Einstellungen und die Rücksicht auf die Gewissensbindung einzelner auch eine Rolle spielen.

Wenn es um kirchliches Arbeitsrecht geht, dann muss die Kirchenmitgliedschaft weiter eine Rolle spielen.

Und wenn es um öffentliche Verantwortung der Kirche geht, dann muss die klare Positionierung für die Wahrung der Menschenrechte auch und gerade von Menschen, die bei uns Schutz suche von Krieg und Verfolgung suchen, an vorderste Stelle stehen.

Diese Reihe ließe sich noch fortsetzen. Aber eines ist in jedem Fall deutlich: Eine Kirche auf dem Weg, eine *ecclesia semper reformanda* zu sein, das ist nicht immer ein Vergnügen, daran erinnert uns Luther.

Aber dass gerade *dieser* Weg zu Gott führt, daran erinnert er uns auch. Fragt sich also, ob wir damit zufrieden sind.

IV. Schluss

Ein Wort zum Schluss, wiederum natürlich Luther. Aus einem Brief an Justus Jonas, 1538: *„Dein Haus ist wohlauf, Christus sei Dank, aber Dein Bier ist verdorben, wenn das in Deinem Keller das gleiche ist wie das, das Du mir geschenkt hast. Aber soll doch das Bier verderben und der alte Adam, dieses Gefäß oder vielmehr der Schlauch dieses misshandelten Wassers, gleich mit, wenn nur von Tag zu Tag (2, Kor 4, 16) wächst die Unverderbtheit des inneren Menschen, der lebendiges Wasser und die sprudelnde Quelle, die zum ewigen Leben fließt, trinkt. Amen.“*¹¹

In diesem Sinne – bleiben Sie frisch, lassen Sie schlechtes Bier im Keller und probieren Sie es mit der lebendigen Quelle. Die ist Christus.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

¹¹ Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, Sechster Band, Briefe, S. 191f.